

*Anna Hartmann und Jeannette Windheuser im Gespräch mit Sebastian Winter*

## „Konfliktuöse Gemengelage“: Männlichkeitstheoretische Perspektiven auf das Verhältnis von Pädagogik und Sorge

Der Sozialpsychologe Sebastian Winter beschäftigt sich schon lange aus einer psychoanalytischen Perspektive mit Männlichkeit. Neben seiner Forschung zu Rechtsextremismus, Feindbildern und Autoritarismus untersucht er unter anderem Vaterschaftsideologien im Spektrum neurechter und maskulinistischer wie auch liberaler Positionen (2018a, 2018b, 2022). Wie Brigitte Bargetz für die Aneignung des Persönlichen in neuen Männlichkeitsdiskursen festhält, lassen sich auch in den von Winter herausgearbeiteten Vaterschaftsvorstellungen „Neukonfigurationen des Androzentrismus“ (Bargetz 2023: 267) nachzeichnen. Wir haben mit Sebastian Winter darüber gesprochen, was kritische Männlichkeitstheorie dazu beitragen kann, den Zusammenhang von Sorge und Pädagogik im Geschlechterverhältnis zu denken. Ähnlich wie in Edgar Forsters These, wonach die „sinnliche Materie des Gegenstandes der Männerforschung [...] die Praktiken der sozialen Reproduktion“ (Forster 2020: 112) sein müssten, diskutiert Winter im Gespräch, wie aktuelle theoretische und politische Diskurse um Männlichkeit dazu tendieren, den ‚Kern‘ von Männlichkeit – nämlich die Abwehr existentieller Angewiesenheit – zu verfehlen.

**Jeannette Windheuser (JW):** Was haben aus deiner Sicht Männlichkeitstheorien oder die Männlichkeitsforschung zum Thema Sorge zu sagen?

**Sebastian Winter (SW):** Eigentlich sollte das Thema Sorge ein zentraler Bestandteil der Männlichkeitsforschung sein – ist es aber, etwa im Vergleich zum Thema Gewalt, noch viel zu wenig. Auch die psychoanalytisch-sozialpsychologische Männlichkeitsforschung, die ich vertrete, hat dazu noch einiges mehr als bisher zu sagen. Sorge ist etwas, das kulturell weiblich codiert ist. Es ist eine Praxis, die mit der existenziellen Angewiesenheit auf Andere konfrontiert, auch mit dem Dasein für Andere. Wenn Männer sorgen, stellt sie dies vor Konflikte mit autonomiebetonenden Männlichkeitsentwürfen. Dies kann zu produktiven Auseinandersetzungen mit dem eigenen Verhältnis zur Männlichkeit

führen. Hier ist beispielsweise zu denken an neue Entwürfe von *Caring Masculinities*. Andererseits ist aber als Reaktion auch eine konfliktscheue Flucht in vermeintlich wahre Männlichkeit und souveräne Väterlichkeit möglich. Es lassen sich aktuell sehr unterschiedliche Richtungen des Umgangs mit den Konflikten beobachten, die zwangsläufig entstehen, wenn Sorge etwas sein soll, was auch Männer machen. Und es ist notwendig, dem mithilfe geeigneter Männlichkeitstheorien genauer nachzugehen, um die Hemmfaktoren auf dem Weg hin zu weniger nach Geschlecht segregierten Arbeitsteilungen besser zu verstehen.

**JW:** Hier lässt sich eine Frage anschließen, die sich aus den von dir betonten Konflikten ergibt: Sorgen Männer anders?

**SW:** Ich würde da deutlich unterscheiden zwischen Männern als real existierenden Menschen, die sich selbst als männlich wahrnehmen, einerseits, und Männlichkeiten als einer symbolischen Konstruktion andererseits. Das ist nicht unbedingt identisch miteinander. Männer sind nicht einfach nur männlich. Das geht in dieser Frage „Sorgen Männer anders?“ ein Stück weit unter. Es sind die männlich codierten Sorgekonzepte in den Diskursen, die anders als die weiblich codierten Sorgekonzepte sind. Beispielsweise werden im Gespräch um Erzieher in Kindergärten häufig Stereotype bedient, etwa dass Männer geeigneterer Vorbilder für die Jungen seien, weil sie wilder spielen, zugleich aber auch eher Grenzen setzen würden. Das aber sind erst einmal Imaginationen, die von dem zu unterscheiden sind, was reale Menschen tun. Letzteres ist oft sehr viel situationsspezifischer, als die Stereotype es vermuten lassen würden. Wenn ein Kind getröstet werden muss, wird ein Vater oder ein männlicher Erzieher es genauso trösten wie eine Mutter oder eine weibliche Erzieherin.

**JW:** Kannst du das noch spezifischer hinsichtlich der Bedeutung von Männlichkeitstheorien für Sorge in pädagogischen Verhältnissen ausführen?

**SW:** Mein Fokus liegt auf Väterlichkeit und weniger auf Sorge in pädagogischen Einrichtungen. Es lässt sich aber einiges übertragen. In was für einer Situation stecken Männer, die im Kindergarten arbeiten? Auf der Ebene der Anrufung lässt sich beobachten, dass Männer als Kindergärtner einer spezifischen Erwartung ausgesetzt sind, etwas „Männliches“ in die Einrichtung einzubringen. Es wird ein „männlicher“ Kindergärtner erwartet. Daneben stehen die gesellschaftlich virulenten Verdächtigungen im Raum, die ungewöhnliche Berufswahl sei möglicherweise auf pädophil-sexuelle Motive zurückzuführen, was junge Männer verunsichern und davon abhalten kann, in diesem Bereich zu arbeiten. Das Männerbild ist gespalten in Heilsbringer und Monster. Hinzu kommt, dass Kindergärtner auf der intrasubjektiven Ebene mit sehr ähnlichen

Themen zu tun haben wie Väter, die sich als junge, moderne, linksliberale Väter verstehen, also Väter, die ganz selbstverständlich das Selbstbild haben, sich um ihr Kind kümmern zu wollen, ein guter Vater zu sein, anders als die eigenen Väter zu sein. Trotzdem entsteht häufig unterschwellig – das habe ich auch in den von mir geführten Interviews gefunden (Winter 2016, 2018b) – eine konfliktuöse Gemengelage mit den lebensgeschichtlich habitualisierten Momenten von Männlichkeit. Die wollen oft nicht ganz reibungslos zu der weiblich aufgeladenen Tätigkeit passen und können unter anderem zu subtilen Ängsten vor einem Verlust der mühsam erworbenen Männlichkeit führen. Diese Erfahrungen können zu Abwehrreaktionen führen, die von den Anrufungen aufgenommen und unterstützt werden, ein explizit männlicher Vater, ein explizit männlicher Kindergärtner zu sein, der sich von den Müttern oder Kolleginnen unterscheidet.

**Anna Hartmann (AH):** Du hattest die Theorien der *Caring Masculinities* erwähnt. Inwiefern ermöglicht deine theoretische, sozialpsychologisch-psychoanalytische Perspektive, noch einmal mehr oder etwas anderes im Hinblick auf Sorge und Männlichkeit in den Blick zu nehmen?

**SW:** Dazu möchte ich einführen, wie ich aus einer psychoanalytisch-sozialpsychologischen Perspektive auf Männlichkeit und Geschlecht blicke: Männlichkeit ist in dieser Sichtweise nicht als etwas Gegebenes oder Angeborenes, sondern als etwas in einem Sozialisationsprozess Erworbenes zu verstehen. Aber da fangen schon die Schwierigkeiten an: Was heißt erworben? Männlichkeit ist nicht als ein fixer, in Stein gemeißelter Sozialcharakter zu fassen, der seit der frühen Kindheit antrainiert wurde und das Verhalten determiniert. Viel besser ist sie zu begreifen als ein kulturelles Modell ebenso wie Lösungsangebot für die Konflikte der Subjektwerdung. Psychoanalytische Konzepte von Subjektwerdung drehen sich um die Dialektik von Autonomie und Abhängigkeit, von Selbstständigkeit und Angewiesensein. Das ist eine hoch konfliktuöse Gemengelage, mit der wir alle seit der frühen Kindheit zu ringen haben und die mit vielen existentiellen Ängsten einhergeht. Die Geschlechterordnung bietet eine Umgangsweise damit an. Mit ihr lässt sich diese Gemengelage sortieren, indem sie die Seite der Autonomie und Selbstständigkeit männlich und die Seite der Abhängigkeit, des Angewiesenseins und Für-Andere-Daseins weiblich kodiert. Diese Ordnung kann von den Kindern prinzipiell ganz unterschiedlich und in temporärer oder dauerhafter Reibung mit den an sie als Mädchen oder Junge gerichteten Anrufungen angeeignet werden. Aber eine „falsche“ oder widersprüchliche Aneignung wird mit Sanktionen, mit Mobbing und Sprachlosigkeit einhergehen.

Die gegebenenfalls aus diesen Prozessen resultierende Männlichkeit wird, wie jede Identität, immer ein Stück weit fragil bleiben, versteckte Risse haben, weil die Selbstwahrnehmung unter dem Vorzeichen von Männlichkeit eben

darauf beruht, dass das Andere, das, was nicht männlich ist, aussortiert wurde. Psychoanalytisch würde man sagen, es ist unbewusst gemacht worden. Es ist damit nicht weg, es ist nur nicht (mehr) symbolisch, beispielsweise in Sprache, ausdrückbar. Der Junge kann dann sagen „Ich bin ein Junge, ich kann gut Fußball spielen“. Aber die Sehnsüchte, Ängste und Wünsche, die nicht dazu passen, wofür er keine kulturellen Muster findet, die mit seiner Männlichkeit vereinbar wären, werden oder bleiben bloß unbewusst. Sie sind weiter vorhanden und müssen abgewehrt werden. Dadurch ist Männlichkeit etwas, das nie ganz stabil ist. Rolf Pohl hat daraus abgeleitet, dass Männlichkeit zu einem „Abwehr-Kampfmodus“ (Pohl 2003) tendiert. Es muss permanent etwas abgewehrt werden und dieses Abgewehrte wird dann den Frauen zugeschrieben. Sie werden wie ein Container aufgeladen mit all dem, was in dem Container Männlichkeit keinen Platz haben soll. Die hegemoniale männlich-heterosexuelle Begehrensweise erklärt sich so. Das weibliche Objekt wird „erobert“ und durch diese Beziehung zu einer Frau als Quelle des Trostes und der Sorge kann ein Mann dann imaginär wieder über diese Kompetenzen verfügen. Dem entsprechen die ideologischen Bilder von der harmonischen Vermählung der Geschlechter. Die zwei Seiten finden wieder zusammen und alles ist vermeintlich gut. In der Realität gelingt das natürlich nie so konfliktfrei und kann es auch nicht, weil das Ganze ein Produkt von aktiven Abwehrvorgängen ist. Pohl beschreibt, wie die Abwehr gegenüber Weiblichkeit bis zum Hass steigerbar ist, vor allem wenn ihre Wiederaneignung scheitert, weil das Objekt sich als autonomes Subjekt verhält und beispielsweise eine Partnerschaft aufkündigt. Dies ist die Zeit der Femizide. Männliche Heterosexualität zeichnet sich in dieser psychoanalytisch-sozialpsychologischen Perspektive aus durch eine verstörende Kombination aus Lust, Angst und Hass.

Männlichkeit ist eine symbolische Position, die als Identität nur um den Preis von Abwehrarbeit erreichbar ist und daher nie ganz realisiert werden kann. Darin liegt – positiv gewendet – auch immer das Potential für Entwicklung.

**AH:** Meine Frage zielte auch auf eine mögliche Abgrenzung von aktuellen Theorien unter dem Stichwort *Caring Masculinities*: Wie verhält sich deine theoretische Perspektive zu diesen Überlegungen?

**SW:** Indem die psychoanalytische Perspektive sich nicht nur mit dem beschäftigt, was nicht manifest an der Oberfläche liegt, wird ihr Blick auf das Konzept *Caring Masculinities* ambivalent. Die Forderungen, es sollten sich mehr Väter um ihre Kinder kümmern, es sollten mehr Männer in Kindergärten arbeiten, sind selbstverständlich unterstützenswert und richtig. Trotzdem gibt es manchmal einen Unterton, der sich nur mit Konzepten von Männlichkeit erklären lässt, die ich mal in einem anderen Kontext versucht habe als die feindliche Übernahme von weiblichen Potenzen zu fassen (Winter 2015). Wobei die Feindseligkeit hier sehr gut versteckt ist: Als Mann könne man selbstverständ-

lich auch selbst gut für die Kinder sorgen – und zwar ohne dafür auf Frauen angewiesen zu sein. Der Mann wird als die bessere Mutter imaginiert, als die Person, die beide Seiten integriert. Der auch in der wissenschaftlichen Diskussion Verwendung findende Begriff der „integrierten Väterlichkeit“ suggeriert eine Art „Voll-Menschentum“. Was darin aber fehlt, ist wieder die Auseinandersetzung mit dem Angewiesensein auf Andere, mit der Unmöglichkeit, als Subjekt autark zu existieren. Dieser Umstand wird in seiner scheinbaren Anerkennung in den progressiven und in Vielem unterstützenswerten Entwürfen der *Caring Masculinities* paradox verleugnet.

**AH:** Wenn es diese Problematik und Paradoxie mit Angewiesenheit gibt, die abgespalten und abgewehrt wird: Ließe sich Angewiesenheit in pädagogischen Beziehungen aus deiner Perspektive anders denken? Was wäre ein utopischer Entwurf? Wohin gehen da deine Überlegungen?

**SW:** Gegenüber utopischen Entwürfen habe ich eine gewisse Skepsis. Es ist immer zweifelhaft, aus dem Bestehenden heraus das Bessere zu konzipieren. Vielleicht braucht es das auch nicht, sondern es reicht die Beobachtung der realen Regungen und Bewegungen, die übersehen und unbewusst existieren. Gerade auch in pädagogischen Kontexten ist es notwendig, auf diese zu achten. Beispielsweise im Kindergarten, wo die Kinder – psychoanalytisch gesprochen – sich in der ödipalen Phase befinden: Das ist eine Phase, in der geschlechtliche Positionen und Begehrenspositionen intensiv ausprobiert werden: „Ich liebe Papa, ich liebe Mama, ich will so sein wie die, ich hasse beide!“ Die Anforderung an die Erziehenden ist es, nicht nur das Normative, sondern auch das Abweichende zu sehen – das also, was auf späteren entwicklungspsychologischen Stufen meist soweit unbewusst gemacht worden sein wird, dass es kaum noch zu erkennen ist. Damit im Kindergarten umzugehen heißt, für Kinder und Erziehende Raum zu schaffen, um auch abweichendes Erleben in Worte und Taten fassen zu können. Es geht darum, auch eine andere Position in der Dialektik der Selbstwerdung oder der Subjektwerdung einnehmen zu dürfen als die hegemonial vorgesehenen.

Es wäre aber falsch, Jungs und Männer nur als emotional verstümmelte Opfer der Geschlechterordnung zu adressieren. Das würde erneut die Geschlechterordnung reproduzieren, wonach sich letztlich (von Frauen?) wieder um die Männer gekümmert werden muss. Die Geschlechterordnung ist eine hierarchische: Den Jungen winkt nicht nur – wenn sie sich die symbolische Geschlechterordnung aneignen – eine Position, von der aus sie halbwegs mit der Dialektik der Selbstwerdung zurechtkommen können, sondern es ist eine herrschaftliche Position. Es winkt ihnen als Versprechen eine Position von Überlegenheit, von eigener Autonomie. Der Trost, die Sorge kann von dieser Position aus – so das ideologische Versprechen – wieder angeeignet werden, man kann sie sich als Dienstleistung kaufen oder man kann eine Frau heiraten,

die einen damit versorgt, oder man kann im Hotel Mama wohnen bleiben. Für Österreich hat sich aktuell gezeigt, dass 71 % der Väter angeben, dass sie zufrieden sind mit der Aufteilung der häuslichen Arbeitsteilung, während 93 % der Mütter angeben, dass sie sich wünschen würden, dass die Aufgabenverteilung sich ändert (Vorwerk 2023). So lange die Geschlechterordnung halbwegs stabil bleibt, läuft es eigentlich für die Männer ganz gut. Sie profitieren von ihr und deshalb geht es nicht nur darum, Männern oder Jungen, die vielleicht später mal Männer werden, Schonräume zur Verfügung zu stellen, wo sie sich auch anders erleben können. Es geht ebenso darum, einen männlichkeitskritischen, einen feministischen, einen queeren Gegendruck aufzubauen. Letztlich ist es eine Auseinandersetzung um Machtverhältnisse. Mädchen, die sich männliche Attribute aneignen, erkämpfen sich machtvollere Positionen. Jungen, die mädchenhaft sein wollen, sind mit Machtverlust konfrontiert.

**JW:** Du hast die mangelnde Sorgeorientierung in der männlichen Subjektwerdung angesprochen. Dieser Analyse läuft ein auch in professionellen Kreisen populäres Narrativ entgegen, wonach es nicht allein um eine geschlechtergerechte Arbeitsteilung im Privaten und den pädagogischen Berufen geht. Dieses Narrativ bedient Vorstellungen, die Pädagoginnen oder alleinerziehende Mütter usw. als Mängelwesen charakterisieren, insofern es durch die Feminisierung pädagogischer Räume an Männlichkeit fehle. Als Lösung wird präsentiert, Männer in die Sorgeberufe zu bringen, die aber dort nicht im genuinen Sinne Sorge tragen, sondern Männlichkeit repräsentieren sollen. Diese soll dann auch als „Lösung“ für den Umgang mit jugendlich-männlicher Gewalt erhalten und ähnliches. Wie würdest du diese Beobachtungen im Zusammenhang mit Sorge und Pädagogik einordnen?

**SW:** Das Misstrauen gegen diese Diskurse teile ich. Sie beruhen auf einer Deutung, die von „Hypermaskulinität“ oder „toxischer Männlichkeit“ ausgeht, also gewalttätiger, oft offensiv misogynen Männlichkeit. Diese aber rühre als Kompensation her von einer schwachen und instabilen Männlichkeit. In dieser Argumentation wird der toxischen eine stabile, in sich ruhende und souveräne Männlichkeit entgegengesetzt. Wer so argumentiert, hat meines Erachtens wenig davon verstanden, wie Männlichkeit psychodynamisch funktioniert: Männlichkeit ist nicht ohne Weiblichkeitsabwehr zu haben und gerade, wenn sie stabil ist, funktioniert die Weiblichkeitsabwehr offensichtlich recht gut. Die Vorstellung einer „schwachen Männlichkeit“, die sich zur Selbstbehauptung gewalttätig gegen Frauen richtet, wird zudem häufig verbunden mit einer zeittypischen Variante der traditionsreichen Imagination von der kastrierenden Frau: Abgehängte Jungen, die von mächtigen Mutterfiguren umstellt sind und deshalb ihre Männlichkeit nicht richtig entwickeln könnten. Sie seien im Kindergarten, in der Grundschule, bei ihren alleinerziehenden Müttern nur von Frauen umgeben, kein Vater als Befreier weit und breit.

Spannend daran ist das Warum der aktuellen Beliebtheit dieser Imagination: Auch wenn die männliche Herrschaft derzeit kaum schwankt, gab es in den letzten Jahrzehnten doch durchaus Modernisierungsprozesse im Geschlechterverhältnis, vorangetrieben durch die feministischen Bewegungen. Das dadurch erzeugte leichte Zittern der männlichen Herrschaft genügte schon, um Beunruhigung zu erzeugen, um Ängste vor dem Verlust männlicher Privilegien zu wecken – existentielle Ängste, da sie direkt verbunden sind mit der männlichen Subjektposition. Diese Ängste werden im Bild der kleinen Jungen und der sie umzingelnden „mächtigen Mütter“ ausgedrückt. Die Rettung wird von „Männerhelden“ erhofft, die die angebliche weibliche Vorherrschaft brechen und gute Vorbilder für die männlichen Kinder zur Verfügung stellen würden. Auch aus meinen Forschungen zu rechtsextremen Geschlechter- und Sexualitätsentwürfen sind mir Imaginationen einer Verweiblichung der Gesellschaft und einer feministischen Verschwörung sehr vertraut. Dies sind aber Diskurse, die sich bis weit in die sogenannte Mitte ziehen. Diesem Antifeminismus und Maskulinitätswiderstand sollte das leichte Zittern der männlichen Herrschaft in pädagogischen Kontexten produktiv genutzt werden. Es ist ein klein bisschen unklarer und unsicherer geworden, was es heißt, in der heutigen Gesellschaft als Junge und Mann aufzuwachsen. Deshalb ist es wichtig und richtig, den Jungen Räume zur Verfügung zu stellen, wo sie sich ausprobieren können, wo sie experimentieren können – aber auch, wo sie lernen können zu akzeptieren, dass ihnen bestimmte Privilegien nicht per Geschlecht automatisch zustehen.

**AH:** Wie wird in maskulinistischen Kontexten Sorge thematisiert?

**SW:** Hier geht es sehr wenig um Care. Das ist Frauensache und wird kaum konkret thematisiert. Was hingegen beansprucht wird, ist die Macht über die Kinder. Im Bereich des Maskulinitätswiderstandes gibt es einen Diskursstrang, der von Vätern vorangetrieben wird, denen das Sorgerecht oder Umgangsrecht aus guten Gründen entzogen wurde. Ihre Exfrauen hätten ihnen mit Unterstützung der feministisch infiltrierten Jugendämter die Kinder weggenommen! Da geht es ganz direkt um Macht: „Wem gehört das Kind?“ Das Verfügen über ein Kind, einen ganz abhängigen anderen Menschen, oder sogar das Hervorbringen eines Kindes ist etwas sehr Machtvolles, auf das Männer, denen diese Option versagt ist, mit (unbewusstem) Neid reagieren können. Der kann sich verschärfen und aggressiv werden, wenn tatsächlich die Mutter rechtlich legitimiert allein über das Kind bestimmen kann und nicht der Vater.

**JW:** Wir haben ja nun eher über die rechten oder maskulinistischen Positionen gesprochen. Interessant ist aber auch die Entwicklung im liberalen, im linken und queeren Milieu und zwar bezüglich dessen, worüber Feministinnen schon

lange berichten, wenn sie auch in der Linken unterwegs sind. Worauf ich hinaus möchte ist, dass die Kritik und das Abgrenzungsbedürfnis gegenüber der bürgerlichen Gesellschaft dazu führt, dass keine neuen Formen für das gefunden werden, was in der bürgerlichen Ordnung ‚seinen‘ Platz hat. Spezifisch kann das die Art und Weise sein, wie versucht wird, bürgerliche Beziehungsformen in der heterosexuellen Anbahnung von Beziehungen und Sexualität hinter sich zu lassen und dabei aber Sorge und Zärtlichkeit aus dem Blick zu verlieren, weil die Abgrenzung über eine ‚Coolness‘ erfolgt, die wortwörtlich in eine Form der Kälte kippen kann. Oder um das noch weiter zu stricken, möchte ich ein Beispiel aus der Lehre aufgreifen, in dem sich eine Studentin als ‚Elter‘ statt Mutter bezeichnet hat, mit dem Ziel, die Geschlechterordnung abzustreifen. Dieses Anliegen wurde aber von ihren alltäglichen Erfahrungen unterlaufen, weil sie berichtete, dass sie sich spätestens mit dem zweiten Kind – trotz ihres politisierten und aufgeklärten Kontexts – als die Hauptertragende und in der „Mama-Hetero-Rolle“ wiedergefunden habe. Das geht noch in eine weitere Richtung neben der Kälte in der Linken, wie sie sich im Anschluss an die Kritische Theorie analysieren lassen könnte. An dem zweiten Beispiel lässt sich eher ein Theoriekonflikt aufzeigen, den die Geschlechterpolitiken der Gegenwart mit sich bringen. Wie würdest du diese Widersprüche zwischen den (politisch motivierten) Sprechakten, mit denen beansprucht wird, Wirklichkeit zu verändern, einerseits und der Erfahrungswelt andererseits aus psychoanalytischer Perspektive einschätzen?

**SW:** Hier taucht wieder das Utopieproblem auf: Es ist nicht möglich, aus dem Bestehenden heraus mit revolutionärer Disziplin das Richtige zu tun und das war’s. Möglich ist höchstens, Besseres durch die bestehenden Konflikte hindurch zu suchen. Statt vermeintlich geschlechtsneutral aus der Binarität herauszutreten und ihr etwas Neues gegenüberzustellen, würde das heißen, in der Binarität selbst nach den Dynamiken und Bruchstellen, nach den abseitigeren Orten zu tasten. Mit Walter Benjamin (1940/1991: 574) könnte man danach fragen: Wo sind die Lumpen, der Abfall? Wie können wir sie verwenden? Es gilt, in der Binarität das zu sehen, was in ihr nicht aufgeht, was sie selbst über sich hinaustreibt. Zu finden wären die anderen Wünsche und Regungen, die aufzeigen, dass keine Heterosexualität nur heterosexuell ist, keine Männlichkeit nur männlich. Die Kälte, von der du sprachst, entsteht, wenn im grellen Licht des moralisch hehren Anspruchs, das Unterdrückte zu retten, das von diesem Anspruch Abweichende verleugnet wird; wenn das Bestehende als bürgerliche Ideologie abgetan wird (z.B. in der Ablehnung von Mütterlichkeit oder Eifersucht) und dadurch das Empfinden insgesamt abgeschnürt wird. Dementgegen müsste mit dem tatsächlich vorhandenen Erleben gearbeitet und es nicht erneut zugeschüttet werden.

Das betrifft auch den Anspruch, mit einem performativen Sprechakt die Realität verändern zu können. Sarah Speck (2022) hat in ihrer Studie festgestellt, dass gerade die individualisierten Diskurse im linksliberalen Milieu, wo sehr darauf geachtet wird, keine Geschlechterstereotype zu reproduzieren, und Geschlechterdifferenzen in der Konsequenz dethematisiert werden, verhindern können, dass die realen Arbeitsteilungen adäquat benennbar werden. Wenn die Frau in der gemeinsamen Wohnung mehr putzt als der Mann, wird das als Zufall persönlicher Neigung interpretiert oder gar als anachronistischer „Sozialisationschaden“ gedeutet: Sie sollte diesen altbackenen Sauberkeitsfimmel überwinden. Das Stereotype meidende Sprechen widerspricht dann seinem eigenen Anspruch, die Realität besser abzubilden und dadurch zu verändern. Diese Feststellung ist auch wirklich keine neue. Karl Marx hat in der *Deutschen Ideologie* (Marx/Engels 1846/1978) schon vor der 1848er-Revolution darüber geschrieben, dass es nicht reicht, die Worte zu verändern. Es muss sich auch materiell an den Machtverhältnissen etwas ändern oder – aus einer sozialpsychologischen Perspektive – auch an den Subjekten und ihren leiblich habitualisierten Begehrensstrukturen. Wenn wir Kultur und Sprache als eine mittlere Analyseebene betrachten, dann haben wir an dem einen Ende die Strukturen der Gesellschaft, wo es um Zugang zu Machtressourcen und Arbeitsteilungen geht, und auf der anderen Seite die Subjekte mit ihren psychischen Strukturen. Auf der mittleren Ebene ist in den letzten Jahrzehnten einiges in Bewegung geraten, immer umkämpft, und die Errungenschaften sind aktuell stark bedroht. Aber immerhin wird sich beispielsweise öffentlich darüber gestritten, ob in Behörden gegendert werden darf, und gleichgeschlechtliche Hochzeiten sind erlaubt. Hinsichtlich der Strukturen der Subjekte und der Gesellschaft aber hat sich relativ wenig verändert. Deshalb: Es ist immer gut, Sprachkritik zu betreiben. Aber sie betrifft nur eine Ebene und kann manchmal ideologisch die realen Ungleichheiten verdecken und so sogar kontraproduktive Aspekte enthalten.

Nach einer Allensbach-Umfrage von 2021 äußern immerhin 45 % der Eltern, sie wünschten sich eine partnerschaftliche Aufteilung der Kinderbetreuung. Aber nur 17 % der Eltern übernehmen etwa gleiche Teile der Kinderbetreuung (BMFSFJ 2021: 11). Wir haben tatsächlich eine sehr segregierte Praxis, sowohl was die Zeiten anbelangt (Wie viel Zeit wird für Kinderpflege aufgewandt?) als auch bei den Tätigkeiten selbst (Welche Tätigkeiten werden von wem verrichtet?). Gleichzeitig ist bei den Einstellungsbekundungen die von Angelika Wetterer (2003) so bezeichnete „rhetorische Modernisierung“ zu beobachten, oder war sie zumindest einige Jahrzehnte lang. Einstellungen können sich in bestimmten Konstellationen schneller ändern als Praxen. Hinsichtlich Väterlichkeit sollten hier keinesfalls als Faktor die institutionellen Hemmnisse vernachlässigt werden (beispielsweise die unterschiedliche Akzeptanz für die Inanspruchnahme von Elternzeit bei Müttern und Vätern). Meine These ist, dass hier aber auch affektive Hemmfaktoren eine Rolle spielen. Das habe

ich versucht als „Angst vor dem Kind“ zu fassen (Winter 2016). Die These geht davon aus, dass auch intrapsychische Konflikte dazu führen, dass es für junge Männer sehr verführerisch sein kann, an dem tendenziell männerbündischen Leben festzuhalten, das sie vor der Rückkehr in die Familie, vor der Heirat und dem Kinderkriegen hatten. Und dann gehen sie doch lieber mit den Kumpels in die Kneipe, als den Abend mit dem Kind zu verbringen.

Man darf sich nicht von Einstellungsmodernisierungen täuschen lassen, die tatsächliche Praxis ist konservativer. Wobei ich mit dieser Diagnose aktuell wieder etwas zurückrudern würde, da antiegalitäre und antifeministische Diskurse in den letzten Jahren dermaßen an Reichweite und Einfluss gewinnen, dass ich nicht mehr durchgängig von einer tendenziellen rhetorischen Modernisierung der Geschlechterordnung sprechen kann.

**JW:** Du hast gerade davon gesprochen, wie Gleichheitsdiskurse Ungleichheit verdecken können. Unser Thema ist ja Sorge und Pädagogik und der darin bearbeitete zentrale Gegenstand ist die menschliche Angewiesenheit. Eine These wäre, dass so eine Diskussion um das Gendern womöglich sogar davon ablenkt. Wenn wir beispielsweise die ganze Zeit versuchen, mit Sprache etwas in den Griff zu bekommen, und zugleich die Erfahrung so sehr damit bricht, könnte ein Problem vorliegen, das auch pädagogisch abgewehrt wird. Die Pädagogik als Profession, die Erziehungswissenschaft als Disziplin sind ja nicht sonderlich angesehen und erstere auch monetär benachteiligt. Als ob sich in diesem Versuch, alles auf Sprache zurückzuführen, wiederholt, die darin wirksame Geschlechterordnung nicht zu thematisieren und eine Sprache zu finden, die nur ja nicht die sexuelle Differenz in irgendeiner Form markiert.

**SW:** Ich staune manchmal, wie erregt die öffentliche Debatte über das Gendern ist. Es reicht offenbar, dass irgendwo ein kleines Sternchen in Wörtern auftaucht, damit sich über den Untergang des Abendlandes echauffert wird. Wenn das Sternchen tatsächlich so machtvoll wäre, sähe die Welt wesentlich besser aus. Männlichkeit ist etwas sehr Empfindliches. Das Sternchen oder der Glottisschlag, dieses kurze Stocken im Reden, das die queere Leerstelle ausweist, ein kurzes Zögern, das das Denken anregt – das sind kluge Ideen, leicht zu lernen und zudem praktische Alltagsidentitätsmarker, mit denen sich zeigen lässt, dass man auf der richtigen Seite steht. In den pädagogischen Praxen ist aber noch Anderes, und vielleicht Schwierigeres, nötig. Hier geht es um zwischenleibliches Erleben, das der Reflexion bedarf, um ein affektives Geschehen, an das die Sprachreformen nicht heranreichen. Es geht um Verletzlichkeiten, um existenzielles Angewiesensein auf Andere, aber auch um tobende Wut, Schuld und Scham. Auch Geschlechtlichkeit ist etwas Leibliches, nicht einfach nur ein oder zwei Wörter. Bei der Aneignung der Geschlechterordnung spielen nicht nur die Worte eine Rolle, sondern vielleicht mehr noch die sinnliche und eigenleibliche Wahrnehmung von Körperformen,

Oberflächen, Innenräumen, Flüssigkeiten, der Art, wie sich Körper berühren, ob in einem erwachsenen sexuellen Kontext oder im frühkindlichen Pflegekontext. Welche Körperzonen erfahren welche Zärtlichkeiten und welche nicht? Welche Botschaften werden dabei (unbewusst) in den Leib gesenkt? Diese Vorgänge in pädagogischen Beziehungen reflektierbar zu machen, ist voraussetzungsvoll, erzwingt einen tieferen und ehrlicheren Blick auch auf das eigene, manchmal vielleicht peinliche Erleben.

**JW:** Gerade angesichts der angesprochenen Tendenzen zur Retraditionalisierung oder den Errungenschaften zuwiderlaufenden Neufiguren im Geschlechterverhältnis springt mir ins Auge, dass eher gendertheoretische Entwürfe beispielsweise in der Lehre oder in Einführungen eine Rolle spielen, aber erstaunlicherweise Männlichkeitstheorie eher marginal vorkommt. Und das betrifft insbesondere die Pädagogik und die universitäre pädagogische Bildung. Woran könnte denn die theoretische Verortung sowohl von Forschung als auch von Lehre zu Geschlechterverhältnissen in Pädagogik gewinnen, wenn sie um Männlichkeitstheorie bereichert würde? Was wären die Themen der Männlichkeitstheorie, die einen Platz in der Erziehungswissenschaft bräuchten?

**SW:** Die Frage finde ich vor allem deshalb interessant, weil du explizit nach Männlichkeitsforschung fragst und nicht allgemein nach Geschlechterforschung. Das impliziert die spezifische Frage „Was kann Männlichkeitsforschung, vielleicht auch Weiblichkeits- oder Frauenforschung – um den mittlerweile seltsam altertümlich klingenden Terminus zu benutzen –, wenn es doch auch Geschlechterforschung gibt?“. Natürlich ist Männlichkeitsforschung ohne Geschlechterforschung nicht möglich, weil Männlichkeit ein relationaler Begriff ist, der ohne Weiblichkeit nicht denkbar ist. Das Spezifische an der Männlichkeitsforschung ist es, die Konflikte genauer anzuschauen, mit denen Kinder (und Jugendliche, Erwachsene) konfrontiert sind, die in dieser Gesellschaft als Jungen, als Männer aufwachsen, die sich die Anrufung ‚Männlichkeit‘ – wie auch immer gebrochen – aneignen. Was für „Lösungen“, emanzipatorische oder von Abwehr getragene, werden kulturell angeboten und gefunden? Welche Folgen hat das für das Zusammenleben der Geschlechter? Unangenehm kann diese Beschäftigung sein, weil man hier auch konfrontiert werden wird mit Abgründen von Gewaltphantasien, Dominanzgebaren und Frauenhass – und dieses nicht einfach als das ganz Andere von sich weisen kann, wenn man dazu pädagogisch arbeiten will. Was Studiengänge in diesem Kontext leisten müssten, ist, sich diese Prozesse auf zwei Arten anzuschauen: Einerseits wäre Männlichkeit in ihrer ganzen Vielfalt zu betrachten, Männlichkeiten im Plural. Dem entgegengesetzt wäre Männlichkeit aber auch in der Einzahl zu untersuchen. Hier ginge es um gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse, die nicht mit einem Bild von *Diversity* als bunter Blumenwiese verdeckt

werden sollten. Denn dieser Zustand ist noch lange nicht gesellschaftliche Realität und eine der Achsen im intersektionalen Gewebe ist eben die männliche Herrschaft. Es ist eine gesellschaftsstrukturelle Achse und nicht ein Punkt in der Vielfalt. Das wahrnehmen zu können, sollte auch den Studierenden vermittelt werden. Es ginge zuletzt aber auch wieder darum, den Blick zu schärfen für das Besondere, für das, was nicht so richtig passt, was irgendwie abweicht und was auch nicht vorschnell einfach unter „queer“ subsummiert werden kann. Es ist wichtig, dass weniger identitäre Begriffe gesetzt werden, sondern tastend zu bleiben im Versuch etwas zu begreifen, mit der Offenheit dafür, es nicht ganz begreifen zu können. Und bei all dem viel Wert zu legen auf die Ausbildung von Selbstreflexionskompetenzen.

## Literatur

- Bargetz, Brigitte (2023): Das Persönliche = politisch = männlich? Remaskulinisierung und die paradoxe Neukonfiguration des Androzentrismus. In: *feministische studien* 41, 2, S. 254–272.
- Benjamin, Walter (1940/1991): *Das Passagenwerk*. GS, Bd. V.1. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- BMFSFJ (2021): Väterreport. Update 2021. <https://www.bmfsfj.de/resource/blob/186176/81ff4612aee448c7529f775e60a66023/vaeterreport-update-2021-data.pdf> [Zugriff: 28.01.2024].
- Forster, Edgar (2020): Männlichkeit und soziale Reproduktion. Zur Geschichtlichkeit der *Critical Studies on Men and Masculinities*. In: Forster, Edgar/Kuster, Friederike/Rendtorff, Barbara/Speck, Sarah: *Geschlecht-er denken. Theoretische Erkundungen*. Opladen/Berlin/Toronto: Budrich, S. 83–150.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (1846/1978): *Die deutsche Ideologie*. MEW, Bd. 3. Berlin: Dietz.
- Pohl, Rolf (2003): Paranoide Kampfhaltung. Über Fremdenhass und Gewaltbereitschaft bei männlichen Jugendlichen. In: Koher, Frauke/Pühl, Katharina (Hrsg.): *Gewalt und Geschlecht. Konstruktionen, Positionen, Praxen*. Opladen: Leske + Budrich, S. 161–186.
- Sarah Speck (2022): Vom Umschlag der Emanzipation. Wandel und Fortbestand der Geschlechter- und Reproduktionsverhältnisse. In: Stögner, Karin/Colligs, Alexandra (Hrsg.): *Kritische Theorie und Feministische Theorie*. Berlin: Suhrkamp, S. 180–201.
- Vorwerk (2023): Presseinformation: Umfrage zu Muttertag: Unzufriedenheit, Belastung, wenig Zeit. Mental-Load-Krise: 93% der Mütter wünschen sich Veränderung. [https://www.vorwerk.com/at/de/c/dam-home/newsroom/press-release/tm/2023/umfrage-zu-muttertag/PI\\_Studie-93-Prozent-der-Muetter-wuenschen-sich-eine-Veraenderung.pdf](https://www.vorwerk.com/at/de/c/dam-home/newsroom/press-release/tm/2023/umfrage-zu-muttertag/PI_Studie-93-Prozent-der-Muetter-wuenschen-sich-eine-Veraenderung.pdf) [Zugriff: 28.01.2024].
- Wetterer, Angelika (2003): Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In: Knapp, Gudrun Axeli/

- Wetterer, Angelika (Hrsg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 268–319.
- Winter, Sebastian (2015): Gegen „nährischen Individualismus“ und „Sexlust“. Zur affektiven Attraktivität der Imaginationen geschlechtlichen Heils im „Nationalen Widerstand“. In: Busch, Charlotte/Gehrlein, Martin/Uhlig, Tom D. (Hrsg.): Schiefheilungen. Zeitgenössische Betrachtungen über Antisemitismus. Wiesbaden: VS, S. 219–239.
- Winter, Sebastian (2016): Angst vor dem Kind. Väterliches Erleben von Intimität und Nähe bei der Kleinkindpflege. In: Mahs, Claudia/Rendtorff, Barbara/Rieske, Thomas Viola (Hrsg.): Erziehung, Gewalt, Sexualität. Zum Verhältnis von Geschlecht und Gewalt in Erziehung und Bildung. Opladen/Berlin/Toronto: Budrich, S. 97–112.
- Winter, Sebastian (2018a): „Sie wollen Vater sein und Mann bleiben“. Sozialpsychologische Überlegungen zu aktuellen Vaterideologien zwischen Liberalisierung und Rechtspopulismus. In: Freie Assoziation 21, 1, S. 30–52.
- Winter, Sebastian (2018b): Rückkehr in die Familie. Sozialpsychologische Überlegungen zum Unbehagen neuer Väter. In: Busch, Charlotte/Dobben, Britta/Rudel, Max/Uhlig, Tom David (Hrsg.): Der Riss durchs Geschlecht. Feministische Beiträge zur Psychoanalyse. Gießen: Psychosozial, S. 153–176.
- Winter, Sebastian (2022): Kritische Vaterschaftsdiskurse. In: Haller, Lisa Yashodhara/Schlender, Alicia (Hrsg.): Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft. Opladen u.a.: Barbara Budrich, S. 59–66.